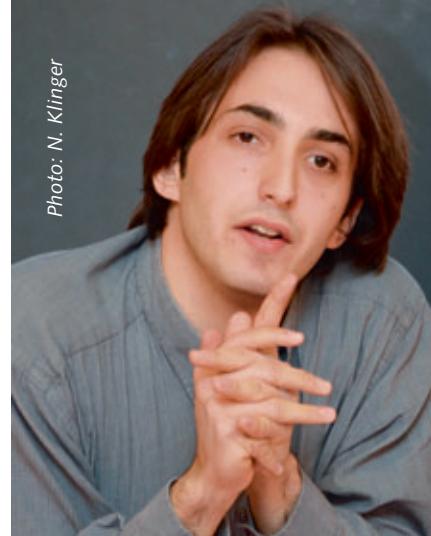


Mahlers Zehnte in der Rekonstruktion von Yoel Gamzou

Photo: N. Klinger



Die Rettung der Musik?

Es war ein erwarteter Triumph. Dass das erste Konzert der Mahler-Festtage am 24. Juni mit einem gewaltigen Jubel endete, war keine Überraschung. Bei der Aufführung, sagen wir lieber Zelebrierung, der X. Symphonie von Gustav Mahler herrschte eine Atmosphäre wie bei Bachs „Matthäus-Passion“ oder beim ersten Akt von Wagners „Parsifal“. Es dauerte lange Sekunden, bis das erste Händepaar sich zu klatschen traut.

Für Yoel Gamzou ist die Zehnte Fokus seines Lebens, Ausgangspunkt einer kleinen Privattheologie: Mahler habe mit der unvollendeten Symphonie den Bruch mit der Tonalität vermeiden wollen, der den Tod der abendländischen Musik bedeute. „Die Zukunft der Musik ... basiert auf der Tonalität, auf Tradition, auf Menschlichkeit.“ (Gamzou) Und einer ist da, der dies ver-

standen hat, Prophet des Genies Mahler, Kinder und Vollender: „Ohne dass ich es gemerkt habe“, war das Stück „plötzlich fertig“. Moses auf dem Berg Sinai? Man muss dies nicht nachvollziehen, darf lächeln und kann dennoch begeistert sein über das, was erstmals in Kassel zu hören war. 75 Minuten der dichtesten Musik, die durch tiefste Tiefen geht, die mit dem Teufel tanzt, durchs Purgatorium geläutert wird und himmelwärts entschwebt.

Das Adagio zu Beginn hat Mahler noch nahezu vollendet, aber man muss den gewaltigen Satz keineswegs für den besten der fünf halten. Die schrägen Höllenfahrten im dritten und vierten Satz bieten noch unerhörtere Klänge, neu und doch unverkennbar aus Mahlers Geist. Und das Finale dann hebt mit ohrenbetäubenden Schlägen auf

die große Trommel an, ehe nach und nach lichtere Klänge die Oberhand gewinnen und die fünfsätzige Symphonie zu einem harmonischen Ende gelangt. Man müsste all dies noch mehrmals hören, um sich Schritt für Schritt dem Gehalt dieser Eineinviertelstunden zu nähern.

Das Staatsorchester leistete unter Gamzous Leitung Großes, war auf allen Positionen überaus aufmerksam und begeisterungsfähig. Es war ein Abend, der den Zuhörern in der ausverkaufen Stadthalle noch lange nachklingen wird. Und dies auch ganz ohne den heilsgeschichtlichen Überbau.

Johannes Mundry



Gruselpädagogik im Zirkus

Gute alte Bekannte konnten die Besucher von sieben Aufführungen im Schauspielhaus im Juni und Juli treffen: den Suppen-Kaspar, Hans-guck-in-die-Luft, den bösen Friedrich, Paulinchen und natürlich den Struwwelpeter. Das Kinderbuch mit den Geschichten von Heinrich Hoffmann ist längst aus deutschen Wohnungen verschwunden. Keine deutsche Mutter, nicht einmal mehr

eine Oma, würde Kindern des 21. Jahrhunderts diese drastischen Lehrstücke vorlesen. Beim neuesten Projekt des Theaterjugend-Orchesters erlebten die bemitleidenswerten Bilderbuchkinder eine Wiedergeburt. Dies allerdings in einer radikalisierten Form, wie sie die Band „The Tiger Lilies“ 1998 auf die Bühne brachte. „Let's make an Opera. Shockhead Peter“ hieß das Ganze. In einer

dichtgedrängten Stunde erlebten die Zuschauer Struwwelpeter, Paulinchen und Co., eingefasst in eine lockere Rahmenhandlung.

Statt einer Band spielte das Theaterjugend-Orchester unter der Leitung von Xin Tan, der auch die Bearbeitung für einen üppigen Orchestersatz geschaffen hat. Und die Jugendlichen machten ihre Sache ganz ausgezeichnet, ebenso die jugendlichen Schauspieler, die sangen, spielten, turnten, tanzten. Solche Projekte schmieden eine Gruppe oft eng zusammen und bringen eine ganz eigene Dynamik hervor, die zu einem sehenswerten Ergebnis führt. So auch hier.

Die Reihe der grausigen Kindergeschichten, die durch die ziemlich englisch schwarzhumorige Umarbeitung nichts an Grausamkeit verloren hat, spielt in einem Zirkus, was gut funktionierte, so dass die einzelnen Episoden nicht unverbunden nebeneinander standen. Franz-Josef Strohmeier spielte den Zirkusdirektor mephistofelisch, und die beiden Profisänger Belinda Williams als Mutter und Tomasz Wija als Vater passten sich gut in das Konzept von Sonja Trebes ein.

Johannes Mundry